

Wenn ein Schuss gefallen ist, hat er gesagt: „Wieder ein Deitscher!“

VON ERIKA DENGLER-SOUKUP, GEB. KÖSTLER AUS SAAZ

Mein Name ist Erika Dengler-Soukup, geb. Köstler, jetzt Dengler-Soukup nach meiner Verheiratung. Ich bin am 23. September 1929 in Eger geboren. Mein Vater war in Saaz im Angestelltenverhältnis in einer Betonfabrik, und da wohnten auch die Mutter und später mein Bruder.

Wir waren damals junge Mädchen, und weil ich bei der *stráz*, der [Polizei-]Wache, geputzt habe, habe ich schon Verschiedenes mitbekommen. Im Schützenhaus waren ab und zu einzelne Russen, die haben mit unserem damaligen Lagerkommandanten – ich weiß nicht mehr, wie er hieß – ausgemacht: Eine Flasche Wodka für ein Mädchen. Das weiß ich noch, und wir waren mit Kopftuch und schlecht angezogen, also gar nicht schön, denn wir hatten Angst. Dann kam einmal ein Russe, und ich war ganz klein hinten im Haus, und dann haben sich die anderen Soldaten einen Jux gemacht und haben den Russen zu mir in diese Stube geschickt. Und der hat mir dann eine Papirosi angeboten, also diese Zeitungszigaretten. Ich habe geschrien *nekuřáci*, „Nichtraucher“, also „geh nur raus“! Und ich hatte Glück, er hat mir nichts getan. Aber Schulfreundinnen von mir wurden vergewaltigt, teilweise vor den Müttern, in der Schule oben in der Oberschule, und auch kontrolliert. Sogar die Monatsbinden wurden weggezogen und kontrolliert, ob dahinter nichts versteckt wird. Das weiß ich noch. Aber ich hatte Glück.

Meine Eltern sind 1927 von Eger nach Saaz gezogen, und mein Vater hat dort eine Zement- und Betonsteinwarenfabrik mit seinem Chef aufgebaut, und dort hatten meine Eltern dann eine Werkswohnung. Als ich unterwegs war, ging meine Mutter zurück nach Eger. Dort wurde ich geboren und kam dann zwei Jahre später wieder nach Saaz. Ich ging in Saaz in die Volksschule – untere Volksschule – und nach vier Jahren ins Gymnasium. Dann war Kriegszeit, es war alles ein bisschen schwierig. Luftangriffe usw., es war schwierig, ich hatte einen weiten Schulweg, musste dann natürlich mit dem Fahrrad auch dementsprechend handeln. 1945 waren wir teilweise froh, dass alles zu Ende war. Aber es kam natürlich schlimm. Am 3. Juni wurden die deutschen Männer abgeordnet zu diesem sogenannten „Postelberger Marsch“, und die Frauen und Kinder waren zuhause allein. Wir hatten dann aber schon in dem Betonsteinwerk einen kommissarischen tschechischen Leiter. Den hat meine Mutter mit Kaffee und Essen, was halt da war in der Familie, versorgt. Er hat also mit uns gegessen.

Wir hatten an der Firma eine Laderampe, wo Rohre usw. verladen wurden, und von dieser Rampe aus konn-

te man auf die Stankowitzer Straße schauen. Und an diesem 3. Juni, das weiß ich noch genau, haben wir mit blanken Augen entdeckt, wie große Kolonnen von Männern vorbei getrieben wurden. Wohl gemerkt, ich habe heute noch den Ausdruck „Soldateska“ in mir. Ich weiß es nicht, ich möchte niemanden beleidigen, aber es war damals der Eindruck, die Leute wurden getrieben mit Pferden. Es waren keine Soldaten, es waren Zivilisten. Die hatten auch teilweise Peitschen. Sie waren dabei bei diesem Marsch, und wir haben gesehen, dass es unseren Männern schlecht ging. Und jedes Mal, wenn

ein Schuss gefallen ist, also wenn man das gehört hat, hat er [der tschechische Fabrikleiter] gesagt: „Wieder ein Deitscher.“ Und meine Mutter hat aufgeheult. Frauen in dem Alter sind ja wirklich emotional aufgelöst, wenn der Mann weg ist und sie sind mit zwei Kindern allein. Meine Mutter hat damals gesagt: „Ich gehe ins Wasser.“ Da habe ich gesagt: „Ich geh’ nicht mit.“ Mein Bruder war sechseinhalb Jahre; er konnte noch nicht schwimmen. Meine Mutter und ich hätten schwimmen können. Also das war für mich der erste Eindruck von dem kommenden Ende.

Wir konnten uns noch zuhause aufhalten, und am 13. Juni mussten wir dann die Wohnung verlassen mit 25 kg Gepäck. Das war vorgeschrieben. Was weiß eine Ehefrau und Mutter, die nie berufstätig war, was 25 kg sind? Also meine Mutter war kopflos. Wir haben ein Sommerkleid angezogen, ein Winterkleid drüber, den Sportwagen vom kleinen Bruder mit Kissen [genommen] und gingen dann ins Lager. Wir hatten keine 25 kg, das weiß ich heute mit meiner Erfahrung. Wir mussten uns dann in der SS-Kaserne in Saaz melden und wurden registriert. Meine Mutter musste die Wohnungsschlüssel abgeben mit einem Schild, auf dem die Adresse stand. Dann musste der vorhandene Schmuck abgegeben werden. Er wurde in Truhen hineingeworfen. Meine Mutter hatte damals Münzen. Die haben sogar angestellt, dass der teure Schmuck verschwunden ist.



Erika Dengler-Soukup,
geb. Köstler aus Saaz
(Foto: Förderverein Saaz)

Wir waren dann ungefähr drei Wochen in der SS-Kaserne auf kleinstem Raum, also in kleinen Räumen drei Familien. Es war nicht schön, aber wir wussten, dass unser Vater lebt. Obwohl wir ja von vielen gehört hatten, dass deren Männer in Postelberg umgekommen waren. Unser Vater hat gelebt und sagte uns auf Umwegen: „Meldet euch aufs Land. Wenn Ihr dort arbeiten könnt, bekommt ihr was zu essen.“ Das haben wir getan und haben uns nach Stankowitz gemeldet. Da kamen immer Leute zum Kasernentor herein und brachten fünf Personen dorthin und zehn Personen dorthin. Und wir haben uns dann gemeldet und durften dann in Stankowitz am Gutshof oben nächtigen, das war ein Getreideboden. Wir haben dann bei Kleinbauern gearbeitet bis zum September. Dann kam mein Vater aus der Stadt. Er hatte Ausgang und sagte: „Am Montag geht ein Transport – ihr kommt mit.“ Transport ins Reich sozusagen. Wir haben dann unsere Taschen gepackt, wir hatten ja nicht viel. Es hieß im „Frosch“ – das war ein kleiner Gasthof, der während des Krieges mit anderen Gefangenen belegt war –, von dort zum Bahnhof zu gehen, und da waren offene Transportwaggons. In die sind wir hinein geschoben worden. Wir konnten uns auch nicht setzen. Dann kam ein Pfiff, ein bisschen hin, ein bisschen her, dann mussten wir noch zwei Stunden stehen, und dann hieß es „raus“! Dann mussten wir wieder zurück in diesen „Frosch“, in das Lager. Im „Frosch“ waren aber inzwischen schon neue Gruppen vom Land. Wir haben uns vertragen, wir haben ja alle Deutsch sprechen können und konnten uns verständigen. Es ging.

Dann waren wir nach dem „Frosch“ im Schützenhaus. Ich war immer unterwegs „Tratschputzen“. Im Schützenhaus – auch bei der SS-Kaserne – wurden immer die jungen Mädchen abgestellt, also „mache Putzen“. Dort habe ich gelernt, wie man ein Brot richtig streicht. Immer wenn ein Laib Brot angeschnitten war, die Butter auf die größere Seite, nicht auf die kleine. Dann kamen wir von der SS-Kaserne in die sogenannte „rote Burg“. Ich weiß nicht, wie das jetzt heißt, oberhalb der evangelischen Kirche in Saaz. Dort durften wir uns geistig und seelisch sammeln. Es hieß Januar/ Februar, der erste Transport, wir dürfen nach Bayern. Na ja, und zwischendurch wurden halt immer wieder die Frauen abgeholt zum Putzen in die Wohnungen, die neu belegt wurden. Wir waren also nicht faul, wir haben in dieser Zeit immer gearbeitet. Ich hatte am 4. Oktober einen Einsatz bei den städtischen Fahrern. Die waren innerhalb von diesen Hopfenhöfen. Da war ein Slowake dabei, ein Unteroffizier mit Frau, also tschechisch. Es waren Soldaten. Der jungen Frau habe ich geholfen, eine Gans zu schlachten. Ich war damals 17 Jahre, ich hatte noch nie eine Gans geschlachtet. Es war für uns schon viel; aber man hat etwas gelernt.

Als wir dann weggegangen sind, Schmuck oder Geld hatten wir ja nicht, war mein Bruder sieben Jahre alt. Die

Frau vom *velitel* [Kommandant] hat ihn dann körperlich abgetastet und hat gesagt: „Nix, nix, gor nix.“ Und der Bub war dort gestanden und hat es erduldet. Sie hat wissen wollen, ob er was eingesteckt hat, denn wir hatten ja nichts mehr. Nach acht Monaten kein Geld und gar nichts. Und dann kamen wir mit einem Viehwaggon im Winter vom Bahnhof aus nach Bayern. In Domazlice durfte unser Zug nicht gleich einfahren, weil am Gegengleis ein Zug mit Kriegsgefangenen auf dem Weg zurück nach Polen war. Wenn wir gleichzeitig raus gekommen wären aus den Waggons, wäre es uns schlecht gegangen.

Wir sind nach Bayern gekommen als sogenannte Flüchtlinge. Die Bayern waren ja teilweise ausgebombt und hatten auch nichts nach sechs Jahren Krieg. Wir wurden ganz schön schief angeschaut als „Flüchtlinge“. Wir haben uns aufgerappelt und mussten alle arbeiten und mussten zusammenhalten. In Bayern war es halt auch so, wer gearbeitet hat, der ist vorangekommen. Wer Beziehungen gehabt hat, der tat sich auch leichter. Viele von den älteren Leuten, die zuhause Werte hatten, wie Bauernhof oder so, die sind hier niemals zur Ruhe gekommen und haben alles getan, um sich etwas zu schaffen.

Aber eines möchte ich noch sagen: 1938 waren in unserer Nachbarschaft tschechische Eisenbahner. Die hatten kleine Häuser. Ich weiß nicht, wer die gebaut hat, ich war da noch nicht so alt. Wir hatten guten Kontakt zu diesen Familien und 1938 – als diese Umstellung war, als die Staatsbediensteten zurückgeholt wurden ins Protektorat – hat mein Vater die Eltern eines Nachbarn unterstützt und hat denen geholfen, mit der Spedition Verbindung aufgenommen und sich gekümmert, dass die alles mitnehmen konnten, was in dem Haus gestanden hat. Ich habe sogar eine Postkarte zuhause, wo er sich bei meinem Vater für die Hilfe bedankt. Wir hatten wirklich guten Kontakt [zu den tschechischen Nachbarn]. Ich habe außerhalb einen langen Schulweg gehabt und ich hätte ja immer Angst haben müssen. Das war nicht der Fall. Wir haben uns unterhalten. Wir haben *dobry den!* [Guten Tag!] und *dobrou noc* [Gute Nacht!] gesagt und hatten einen guten Kontakt und waren dann doch 1945 hilflos.

Das große erste Lager, das wir besucht haben, war die ehemalige SS-Kaserne. Das waren gemauerte Baracken über einem großen Standort mit Eingangswache usw., also wir waren irgendwie schon traurig. Man hat uns reingetrieben wie die Kühe von der Alm herab. Und dann kamen wir in diesen gemauerten Baracken in Räume, schmale Räume, ich nehme an von der Kaserne für zwei Mann gedacht. Da waren drei Familien drin. Eine Familie, meine Mutter mit meinem Bruder und mir, also drei Personen. Dann war eine Frau Bodack mit Zwillingen, die waren damals drei Jahre alt, einer großen Tochter, die war neunzehn oder zwanzig Jahre alt, und ein Sohn war dabei mit siebzehn Jahren. Dann mussten wir immer an einer

Stelle unser Essen abholen, und es gab mittags ja wirklich nur Kartoffelsuppe, wenig Kartoffeln, mit Gemüse, ohne Salz. Jeder bekam einen Schöpfer voll. Das war manchmal schlecht zu vertragen, weil man ja jeden Tag dieselbe Suppe bekam. Und das sieben Monate lang. Morgens und abends gab es eine Scheibe Brot, viereckig, ganz dunkel, sehr weich, und wir hatten natürlich nichts zum Draufstreichen. Dann bekamen wir braunen Zucker, den haben wir draufgestreut. Und von dem Kaffee, den es damals gab, haben wir draufgetropft, damit sich der Zucker auf dem Brot gehalten hat und es gut geschmeckt hat.

Wir waren Freiwild für die tschechischen Soldaten

VON FRIEDERIKE GÖTSCHEL, GEB. MOCKER AUS SAAZ

Ich bin 1927 geboren in Rudig, das ist in der Nähe von Saaz, und zwei Jahre später ist dann mein Vater nach Saaz und hat eine Autowerkstatt eröffnet. Übrigens auch eine Škoda-Vertretung. Ich hatte eine sehr schöne Jugend. Ich war – als Hitler einmarschiert ist – erst elf Jahre. Also, was habe ich da mit dem Regime zu tun gehabt? Und für mich war das eigentlich eine schlechte Zeit, weil meine beste Freundin Halbjüdin war, und ich habe dann erlebt, wie deren Vater in Theresienstadt umgekommen ist. Aber nachher, wie dann die Tschechen einmarschiert sind und die Russen, hat uns niemand gefragt, ob wir für die Regierung gewesen sind oder dagegen. Wir mussten auch ins Lager.

1945, am 13. Juni kam dann zu uns ein Tscheche mit Gewehr und hat uns einen Zettel in die Hand gedrückt – ich war damals 17 Jahre alt –, und wir konnten ein bisschen was mitnehmen, also für drei Tage Verpflegung. Wir kamen dann ins Lager, das war eine ehemalige Kaserne, und da wurden wir untergebracht. Mein Vater war im Krieg. Er war übrigens auch in der Tschechoslowakei damals. Er war bei der tschechischen Marine in Preßburg (Bratislava).

Wir kamen ins Lager und wurden zur Arbeit eingeteilt. Mein Vater kam erst später zurück. Ich hatte noch einen kleinen Bruder, er war fünf Jahre alt. Es war für uns fürchterlich. Wir sind dann nie mehr in unsere Wohnung zurückgekommen und wurden zu Arbeiten eingeteilt. Wir jungen Mädchen in die Küche zum Kartoffelschälen, und dann später – meine Mutter konnte recht gut kochen – hat meine Mutter gekocht, und mich haben sie dann zum Bedienen geholt. Es war eine sehr schlimme Zeit, aber wir haben es überstanden und kamen dann, 1946 erst, mit dem ersten Transport nach Bayern. Es war eine schlechte Zeit. Ich war damals jung, ich war froh, dass ich frei war.

Ich war ja zu diesen Fahrern abgeordnet, wo ich der Frau helfen musste beim Kochen und Aufräumen. Und da war ein Fest: František. Ein großes Fest in Saaz. Und da gab es Gans und viel Klöße und Sahne – „Schmetten“, sagt man in Saaz – in der Soße. Es war wahnsinnig viel zu essen. Ich habe der jungen Frau gesagt, dass ich einen kleinen Bruder im Lager habe, und sie hat mir dann etwas für meine Mutter und den kleinen Bruder mitgegeben. Wir waren dann alle drei vierzehn Tage krank, weil wir das nicht vertragen haben, weil es zu fett war.

Für meine Eltern war das ganz schlimm. Keine Existenz, noch nicht einmal ein Bett, in das man sich legen konnte. Aber wir haben es dann doch geschafft.

Was soll ich erzählen? Ich habe dann in Nürnberg geheiratet, und jetzt geht es mir gut. Ich bin zwischenzeitlich zweimal Witwe. Aber die Heimat kann man nicht vergessen, und es soll nie wieder Krieg kommen und kein Hass. Ich habe zum Beispiel nie Hass empfunden gegen einen Menschen. Aber dass die das mit uns gemacht haben, war ganz schlimm. Und so etwas soll nie wieder vorkommen.

Meinen 18. Geburtstag habe ich im Lager gefeiert, und wir waren so quasi auch Freiwild für manche tschechische Soldaten oder die Lagerleiter. Mich wollten sie erschießen. [Das kam so:] Da kam ein tschechischer Offizier, und ich sollte unbedingt mitgehen, aber ich wollte nicht, weil ich wusste, was mir blüht. Ich habe mich dann versteckt, aber meine Mutter sagte, komm her, du musst mitgehen. Er hat mir dann die Pistole an die Schläfe gesetzt. Und da hat sich meine Mutter vor mich hingekniet und hat gesagt: „Du musst mitgehen, du wirst es schon überstehen.“ Der Lagerleiter hieß damals Marek. Aber wie der Offizier hieß, das weiß ich nicht. Ich musste dann ja mitgehen.



Friederike Götschel,
geb. Mocker aus Saaz
(Foto: Förderverein Saaz)